

Die Ideen der Alchemie

Die zugrunde liegenden Vorstellungen einer geheimnisvollen Disziplin in ihrer jahrhundertelangen Entwicklung

R. W. Soukup

Ausgangspunkt der Betrachtungen sind die neun Vorlesungen des Alchemisten Stephanus von Alexandria aus dem 7. Jahrhundert. Stephanus beginnt seinen esoterischen Text mit dem Spruch des Ostanos von der sich der Natur erfreuenden und beherrschenden Natur. Dieser Spruch ist verständlich im Sinne der Physikvorlesung B2 des Aristoteles: Die Natur ist das Elementare und die Wandlung. Sie ist auf sich selbst bezogen. Sie ist immer auf dem Weg zu sich selber. Der Philosoph Plotin weist uns darauf hin, dass in einem ganz bestimmten Bewusstseinszustand die Natur in eins fällt mit dem Bewusstsein – auch dieses ist auf sich selbst bezogen. Dann ist „Eines das Ganze“, so wie Heraklit es formuliert hat. Und nicht ohne Grund schreiben die alexandrinischen Alchemisten dieses „en to pan“ hinein in die auf altägyptische Vorstellungen verweisende Ouroboroschlange. Anfang und Ende werden ununterscheidbar, prima materia und ultima materia sind ein und dasselbe. Wer diesen Zustand erreicht hat, kann „große Dinge tun“. Die Symbole der Alchemie weisen auf diesen Punkt hin. Die alle Wandlungen durchlebte Substanz wird zur „Arkansubstanz“. Stephanus nennt die Arkansubstanz den „etesischen Stein“. Dieser ist nach seiner Aussage „der Porphyr, der im Goldpurpur gefunden wird“. Dies ist ein Hinweis darauf, dass bereits die Alchemisten der Spätantike Kenntnis von der Herstellung des Goldrubinglases hatten. Mit der vielfarbigen Chemie des Goldes befassten sich auch die Alchemisten im Zeitalter der zu Ende gehenden Renaissance. Damals kam es zu einer Konfrontation der alchemistischen Ideen mit den Anforderungen und Herausforderungen des alpinen Bergbaus. Die Alchemisten wurden von den Fürsten des 16. Jahrhunderts dazu angehalten den Edelmetallgehalt von Erzen zu bestimmen, sie wurden zu „Probierern“. Ein Ertrag versprechender Bergbau ist ohne Wägungen und Messungen undenkbar. Aus der Probierkunst entwickelt sich allmählich die moderne Analytische Chemie. Mit Paracelsus, der einerseits die alte magisch-hermetische Tradition kennt, andererseits sich intensiv mit dem alpinen Bergbau befasst hat, kommt eine weitere Spielart der (Al)chemie ins Spiel: die Chymiatrie (Iatrochemie), eine präparative Chemie im Dienste der Medizin. Im 17. Jahrhundert erlebt die Alchemie erneut eine entscheidende Wende. So wie Goethe es in „Faust II“ schildert, ist die Magie des Papiergeldes ein alchemistischer Taschenspielertrick. Seit der Französischen Revolution finden sich die grundlegenden Ideen der Alchemie in der Dichtkunst. Ein Beispiel ist der Roman „Das große Alkahest“ von Werner Bergengruen. Als „philosophia perennis“ ist der Glaube an die Zusammengehörigkeit aller Dinge auch in die Gründungsakte der modernen Naturwissenschaft eingeschrieben: Alles folgt einem (einzigem) Gesetz.